Aus einer Schulreise in Palästina

Autor(en): **Oettli, Max**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **8 (1918)**

Heft 6

PDF erstellt am: **02.06.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-633937

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

eine gute Seele nicht fortkommen kann, schenkte er den Kindern im Dorf. Den Mädchen flocht er hübsche kleine Stroh- oder Weidenkörbchen, den Buben verfertigte er Schleudern und Angelgerät, unterwies sie im Fischfang und überließ ihnen sogar seine eigene Beute. Sie durften ihn necken, mit Schneeballen werfen — er lächelte dazu, und nur, wo etwa ein paar allzu dreiste Burschen seine Langmut erschöpften, erhob er warnend den Finger oder lief, so schnell er konnte, seiner Hütte zu. Nie führte er einen Streich gegen seine Bedränger. Und deshalb wurde er von zweifelhaften Menschenkennern als ein vollendeter Narr angesehen, während er in Wahrheit ein Held der Güte und Entsagung war — kurz, der rechte Philosoph, im Geiste hoch über all denen wandelnd, die ihn verlachten — hoch über ihrem Bienenfleiß und all ihren sonstigen Begierden. Diese innere Kraft verließ ihn erst, als er, seiner herrlichen Freiheit durch behördlichen Spruch beraubt, ins Armenhaus geschafft wurde. Da hatte sein Leben plötzlich jeden Sinn verloren — er mochte es nicht mehr weiter tragen.

Bei seinem Tode war wohl kaum ein Auge naß geworden, aber jetzt, unter des Dichters Wünschelrute, flossen die Tränen der Haldensteiner, als sei jeglichem Herzen ein Vater oder Großvater gestorben. Wo Heinrich Anderegg sich in diesen Tagen zeigte, traf er stumme oder lebendige Ehrfurcht an; den Frauen insbesondere erschien er weise wie Salomon, und manche Hand sehnte sich, die seinige zu drücken. An einem Abend vor dem Feste, als er nach viertägiger Pause wieder in den Steinbock kam, trat ihm der Posthalter mit berechneter Feierlichkeit entgegen und sagte laut: „Alle Achtung, da haben Sie ein gutes Werk getan. Es gibt nur eine Stimme!" In ähnlicher Weise, doch mit mehr Zurückhaltung, begrüßten ihn der Doktor und der Notar. Nur der Kantonsrat vermied es andauernd, Wort und Blick auf ihn zu richten. Was Heinrich jedoch weit mehr beunruhigte, war die Gegenwart des jungen Herrn Stadler, der sich kalt und steif gegen ihn verbeugte. Heinrich hatte gehofft, ihn während der Ferien zum Freund zu gewinnen. Doch die ersten mit ihm gewechselten Reden überzeugten ihn schon, daß weit mehr Aussicht für ein gegenteiliges Verhältnis bestand.

Was war da vorgefallen? Eine geschlagene Stunde wartete er vergeblich auf Elsbeths Erscheinen. Dann konnte er die Ungewißheit nicht länger ertragen, ging hinaus und suchte in dem verabredeten Versteck nach einem schriftlichen Zeichen. Wirklich fand er eine Nachricht des Inhalts: „Um neun an der Wolfshalde." Sonach begab er sich zuversichtlich nach Haus.

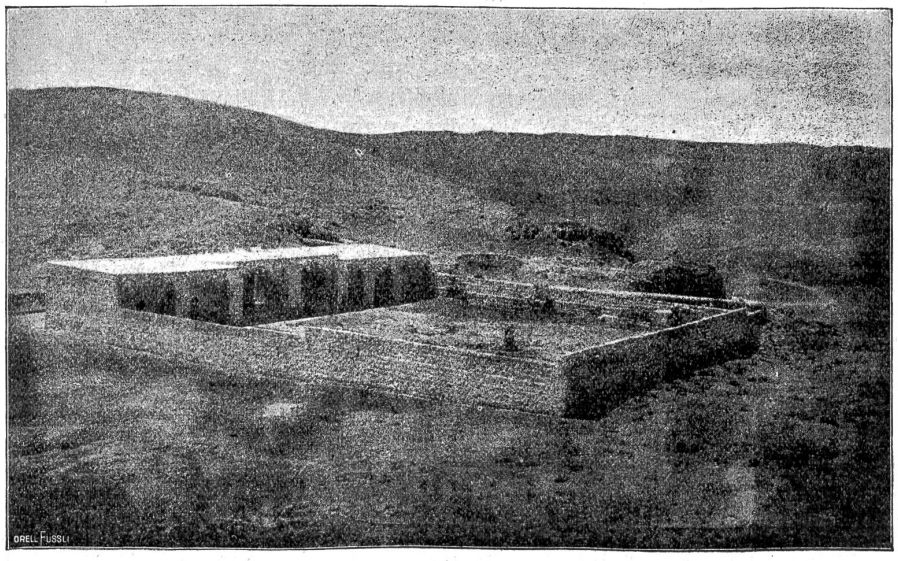
(Fortsetzung folgt.)

Aus einer Schulreise in Palästina.

Ein Wandertag in Judäa.

So feierlich hob auf unserer Reise noch kein Tag an wie dieser. Wir, zwei Schüler und ein Lehrer, hatten im Kloster Mar Saba in der Nähe des Toten Meeres Nachtherberge bekommen. Draußen in dem großen Canon des Kidron, an dessen senkrechten Wänden das Kloster klebt, heulten die Hyänen und winselten die Schakale, als von unserer Glockenstube herab ein Glockenspiel begann. Mit zwei feinen Stimmen hob es an, und zu einem Chore angeschwollen, schallte es machtvoll hinaus in Wüste, die wir so lieb gewonnen hatten.

Der Bruder Pförtner brachte uns zum Frühstück schwarzen Kaffee und lud uns zur Besichtigung der Sehenswürdigkeiten des Klosters ein. Dem heiligen Saba muß es ernst gewesen sein, als er in die Wüste zog. Und die streitbaren Männer, deren von den Mohammedanern gespaltene Schädel in einer Höhle aufgeschichtet liegen, kannten wohl auch einen Lebensinhalt. Aber was tun die Mönche jetzt? Am Kloster hat jedes Steinchen seinen Platz. Wie unsere Jungen im Walde Hütten bauen, so steht hier auf jeder vorspringenden Felsenbank eine Zelle, ein Schuppen, eine Kapelle oder ein Teil der Festungsmauer, da ist nichts mehr zu ändern. Die Nahrung: Datteln und Gemüse sind bald aufgetrieben, und daß in diesen Mauern eine starke Frömmigkeit zu Hause sei, kann ich nicht recht glauben. Abends vorher war der Pförtner betrunken gewesen, und was der Vegetarier uns Abstinenten vorsetzte, war eine Lauchsuppe, eine große Wasserflasche voll Wutki und eine ebensolche voll sehr starken Weines.



Herberge (Chan) zum „guten Samariter" auf dem Wege nach Jericho.

Jetzt aber verdarb er uns den schönen Morgen mit seinen schwarzen Prophezeiungen. In Jerusalem hatte man uns gesagt, daß für Reisende in Judäa keine Gefahr mehr vorhanden sei. Wir hatten also auf die übliche Militärbegleitung verzichtet und ohne Führer losgeschlagen, genau so ausgerüstet, wie wenn wir in unsere Berge gezogen wären, minus Pickel, plus Revolver und einer Unmenge Orangen. Unser Mönch aber jammerte immer von neuem, wie die Beduinen sicher schießen würden, wie wir von unserer beabsichtigten Wanderung ans Tote Meer nicht mehr lebendig zurückkehren

würden usw. Aber zu ändern war da nichts mehr. Eine Begleitung war doch nicht mehr aufzutreiben.

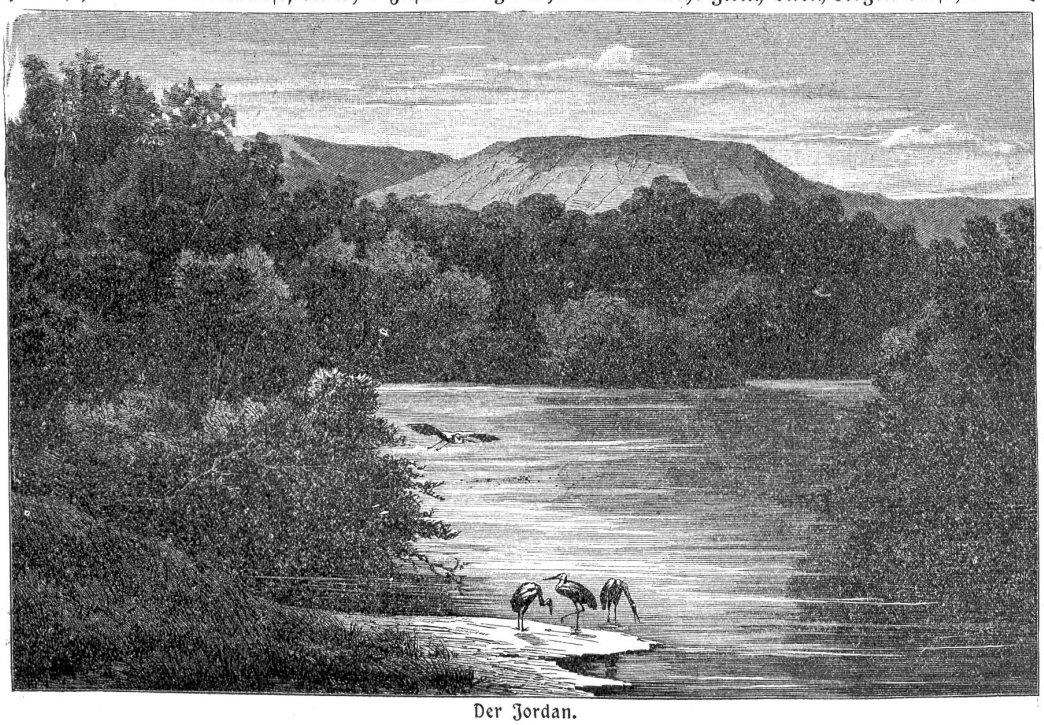
Etwas düstern Mutes zog ich also mit meinen beiden Schutzbefohlenen weiter und hörte schon all die Vorwürfe, die ich nach einem Unfall von allen Seiten und nicht am wenigsten von mir selbst zu ertragen haben würde. Auch entdeckten wir bald, daß es in dem Gewirr von Tälern schwer hielt, den gewöhnlichen Pfad, der doch als der sicherste erschien, herauszufinden. Als daher zwei Beduinen daher kamen, dingten wir den einen, einen pockennarbigen, etwa 18jährigen Burschen, als Wegweiser.

Der Himmel war bleider grau und wir seufzten in Schwüle unter unsern Rucksäcken. Es ging ein kleines langweiliges, dürres Tälchen steil bergan. Da plötzlich erhob sich oben etwas wie ein großer Vogel. Es war ein Beduine, der rasch große Steine zusammenlas und sich anschickte, uns damit zu bombardieren. Der Kerl sah aber zu erbärmlich aus, und seine Steine schienen mir viel zu groß zu sein, so daß uns seine Frechheit nur wütend machte. Ohne ein Wort oder einen Blick der Verständigung, sprangen wir alle, die Hand in dem Revolverhosensack, so rasch wir konnten auf ihn zu. Da war es köstlich zu sehen, mit welcher Enttäuschung im Gesicht er die Steine fallen ließ, und uns seine schwarze Hand zum Friedensschluß entgegenstreckte. Der arme Teufel erzählte dann, daß er eben keine Waffen besitze, daß aber weiter unten „Arab" wären, die sehr gut treffen würden und uns auch niederschlagen könnten. Wir waren aber unterdessen munter geworden und grämten uns nicht mehr zu sehr darüber, marschierten weiter und verabredeten, was zu tun sei, wenn ein, zwei oder mehr „Arab" einen Ueberfall machen würden. Der heikle Punkt war der, daß unser Benjamin keinen Revolver, sondern nur eine mit Gummischläuchlein hergestellte Schleuder bei sich hatte.

Wir gewannen bald eine Uebersicht über die Landschaft. Der Weg stieg in eine hügelumsäumte, kahle Hochebene hinab. In der Ferne, tief unten, erschien in ein paar Einschnitten die graublaue Fläche des Toten Meeres: Bachr lut nannte es der Beduine. Wir waren sehr stolz, es mit seinem arabischen Namen zu benennen. Sonst bot es wenig Reiz. Die Ebene aber erwies sich als echte Wüste, und wir genossen die Pflanzen, die Raubvögel, die Gazellen, die winzigen Ameisenlöwchen mit ihren winzigen Trichterchen, die in Farbe und Form verblüffend getreu den gelben Lehmboden nachahmenden Käfer, die Salzausblühungen und beinahe sogar die Hitze, so wie man eben genießt, wenn man gut ausgeschlafen und gut genährt sich bewußt wird, in eine völlig neue, aber auch ganz neue Welt versetzt zu sein.

Unser Beduinchen schaute oft nach hinten. Auf eine Schafherde weisend, die in weiter Ferne zu Tal stieg, trieb er uns dann stets zur Eile an. Am Rand der Ebene, wo die Wildbäche tiefe Schluchten eingerissen hatten, zeigte er hinunter, sagte „Arab", verließ den Weg und wir marschierten, so lange es ging, auf den hohen Kämmen zwischen den Schluchten.

Wir waren im Lößgebiet, d. h. auf einem Boden, der aus zusammengeblasenem und verkittetem Staub besteht. In dieser feinen, mehrere hundert Meter mächtigen Erdschicht gräbt jedes Wässerchen, das von den Bergen rinnt, sogleich eine Schlucht mit außerordentlich steilen, oft überhängenden Wänden. Und da sich ja Löß nur da bilden kann, wo der zusammengewehte Staub nicht gleich durch Regen verschwemmt wird, bleiben diese steilen Wände auch unverändert erhalten. Kein von den Seiten zufließendes Regenwasser spült sie ab. Schließlich aber mußten wir doch den Weg benutzen, der bald als schmales Gesimse den Wänden entlang führte, bald dem trockenen Bachbett in der Tiefe folgte. Mir war nicht mehr wohl in diesem Gewirr. Was mich in der Heimat gefreut hätte, kam mir hier sehr bedenklich vor. Ich mußte fortwährend überlegen, wie leicht es uns fiele, hier selbst einen Ueberfall zu machen und ich war dem Beduinchen dankbar, daß es lief, so gut es sein schlechtes Schuhzeug zulassen wollte.



Der Jordan.

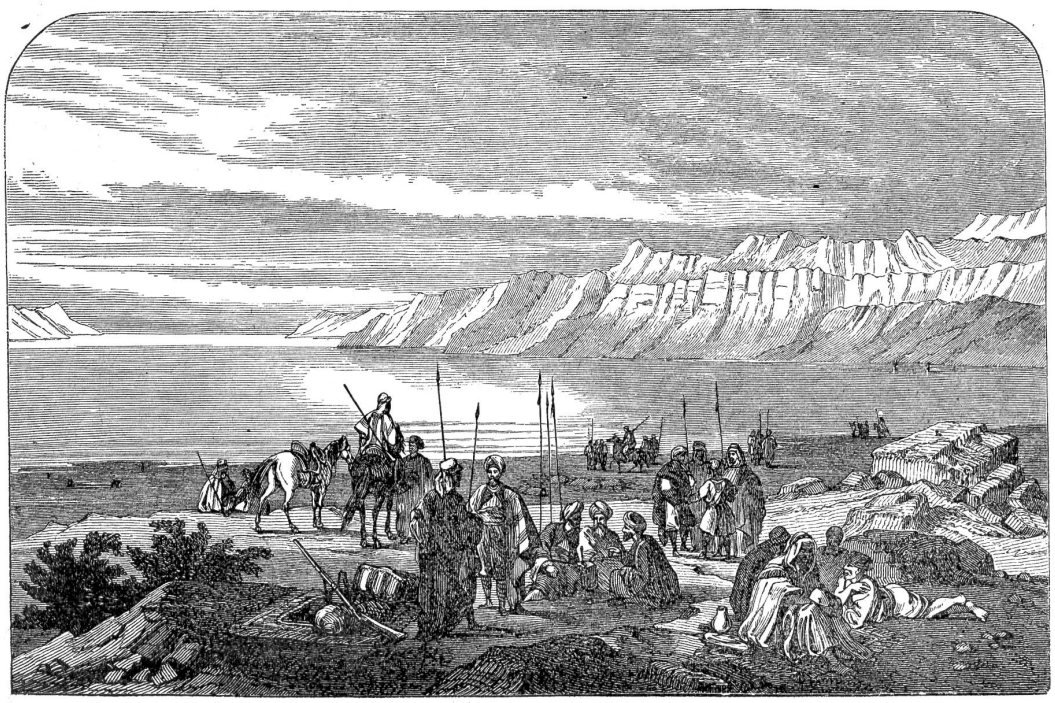
Als wir endlich das Freie erreicht hatten, waren wir nur noch durch eine buschbewachsene Ebene vom Toten Meer getrennt, und in der Ferne blinkte gastlich Jericho. Wir ließen unser Beduinchen schwören, daß hier keine Gefahr mehr vorhanden sei, bezahlten und beschenkten es, und waren sehr stolz, daß es sich beschenken ließ wie ein Wilder: mit Taschenspiegelchen, Sicherheitsnadeln, alten Fahrkarten usw. Doch als wir allein weiterziehen wollten, kam der Kerl mit uns und blieb uns dicht auf den Fersen. Wir bedeuteten ihm, daß er sein Backschisch (Trinkgeld) habe und keines mehr bekommen werde. Er schien zu verstehen, blieb aber stets dicht aufgeschlossen. Wir wurden, so gut es das Bädeckerarabisch erlaubte, grob. Er sprach sehr hastig, zeigte dann schließlich den Taler, denn er als Lohn erhalten hatte, führte seine Hand wie ein Messer an den Hals und wiederholte stets das Wort „Arab". Wir verstanden. Der arme Teufel durfte es aus Angst vor seinen Stammesgenossen nicht wagen, mit Geld versehen allein zurückzukehren.

Unser Groll verwandelte sich in Mitleid und er lohnte es in rührender Weise. Er trug unsere Rucksäcke, putzte mit dem einen Ende seines Mantels unsere Schuhe, mit dem andern Pfannen und Eßgeschirr, schleppte Steine und Reisig zu einem Herdfeuer zusammen, benahm sich überhaupt wie ein Kind, das recht geflissentlich artig sein will.

Unser Herd! Damit hatte es folgende Bewandtnis. In Jerusalem hatten wir im türkischen Bazar eine große Feldflasche erstanden. Sie erwies sich aber als undicht und mußte zurückgelassen werden, so daß wir nur auf unsere Orangen

angewiesen waren. Wir machten uns nichts daraus; denn wir hatten uns schon ordentlich an das Nichttrinken gewöhnt und schwitzten auch kaum. Hier unten aber fingen unsere Köpfe in der Mittagshitze an brummig zu werden, und trotzdem wir jedes Schnitzlein der saftigen Früchte fünf Minuten lang im Mund behielten, bevor wir seinen Saft ausquetschten, ging der Vorrat doch dem Ende zu. Gerade als wir anfangen wollten, uns darüber Sorge zu machen, erlebten wir aber etwas sehr Sonderbares. Wir waren auf der Strandebene des Toten Meeres angelangt und fanden hier, statt des schon auskristallisierten Salzes, noch zahlreiche feuchte Stellen, ja regelrechte Pfützen. Eine war besonders groß und dicht mit Buschwerk verwachsen. Sie verbreitete auch einen durchdringenden Geruch nach Fäulnis. Das Wasser war brühwarm und merkwürdigerweise an einer Stelle ganz klar. Bei näherem Zusehen fanden wir, daß dort der Sand am Boden in beständiger Bewegung war, wie wenn fortwährend Frösche darin herum krabbelten. Aber kein Tier kam zum Vorschein. Es mußte eine Quelle sein, eine Quelle am Toten Meer! — Und zwar eine warme Quelle. Also völlig bakterienfrei. Ob aber salzig? — Ein wenig, — nicht viel mehr als das Trinkwasser der südspanischen Wasserversorgungen. Und mit dem Schwefelwasserstoffgestank wollten wir schon fertig werden. Wir füllten unsere Gamellen, trugen sie ans Ufer des Meeres und während die einen badeten, kochten die anderen einen Milchkakao, der an Herrlichkeit nichts zu wünschen übrig ließ. — Gelöste Gase (in unserm Fall Schwefelwasserstoff) lassen sich durch Kochen aus einer Flüssigkeit austreiben. So mußte ich zu Hause dozieren. Meine Gelehrsamkeit hatte sich glücklich bewährt.

Mit dem Baden war es so eine Sache. Wie hatten wir uns darauf gefreut und immer davon gesprochen! Wir stellten uns vor, weil man im Toten Meer nicht untersinke, könne man nur so aufrecht darin herumlaufen, und dachten uns das Schwimmen auf dem Rücken noch weit herrlicher, als es schon ist. Wir wurden aber bitter enttäuscht. Das gewöhnliche Schwimmen war anstrengend; denn immer stieß man mit den Beinen hinten in die Luft hinaus. Und davon, daß man hätte ein bischen Unsinn treiben dürfen, war keine Rede. Aufs Sorgfältigste mußte man darauf bedacht sein, den Kopf stets über Wasser zu halten; denn jedes Tröpfchen Wasser, das auf die Lippen, oder gar in die Augen geriet, brannte unausstehlich. Es gab eine einzige Stellung, in der man sich ungestraft ruhig verhalten konnte: Rückenlage mit stark angezogenen Knieen. Denn dabei verankerte man den schweren Kopf an die leichteren Beine. Auch vermochten wir nicht, uns ordentlich abzutrocknen. Es blieb auf der Haut immer viel Salz zurück, welches aus der Luft wieder Feuchtigkeit anzog, so daß man das Gefühl hatte, mit Oel beschmiert zu sein.



Das Tote Meer.

Wir brachen also baldigst zum Pilgerbadeplatz am Jordan auf. Die vielen Asphaltgerölle, die wir am Strande auflasen, beschwerten unsere Rucksäcke nicht wenig und dem Beduinchen durften wir nichts mehr zum Tragen geben; denn mit seinen Füßen war's nicht zum besten bestellt. Dafür bot die Landschaft, die am Mittag recht eintönig erschienen war, in der warmen Abendbeleuchtung der Berge wieder einigen Genuß. Vor allem freute man sich nach dem Marsche über die oft vollständig kahle, lehmige Küstenstrecke über die hellgrünen Pappeln am Jordanufer. Bei uns wäre ja der Jordan ein reizloser, gelber, großer Bach. In der Nähe des Toten Meeres ist er aber wirklich schön.

Von dem Badeplatz der Pilger hatte ich mir allerdings ein anderes Bild gemacht. Erstens ist er wegen des Sumpfes, der ihn weit und breit umgiebt, nur auf Umwegen und auch so nicht leicht zu erreichen, und zweitens kann man sich das Stangengerüst, das den Badenden und dem Priester dient, nicht elend genug vorstellen, um der Wirklichkeit nahe zu kommen. Es kostete uns Mühe, überhaupt in freie Wasser zu gelangen. Hinein waten konnte man nicht ohne im Schlamme zu versinken und von einem kühnen Kopfsprung fürchteten wir, er würde uns im reißenden Strome vom Gerüste weg in die grundlosen Sümpfe führen. Schließlich wurde es doch gewagt. Die Strömung konnte überwunden werden und lohnte reichlich den Versuch. Köstlich war dabei die Sorge, die das Beduinchen um uns hegte. Am Lande wurden wir dann freilich unbarmherzig von den Mosquitos zerstochen; aber — wir triumphierten — es war erst April und die Anopheles*) konnten noch keine Malariakeime enthalten. Beinahe mit Genuß ließen wir uns stechen.

Aber es war plötzlich Nacht geworden. Das komische Kleinkindergeschrei der Schakale setzte ein und vereinzeltes Hyänengeheul. Und wir steckten da irgendwo im Buschwerk am Jordan, 3 Stunden von Jericho entfernt. Das Beduinchen hatte keine Ahnung vom Weg, dafür um so mehr Angst. Keine laute Silbe durften wir sprechen. Da waren wir sehr stolz, selbst die Führer machen zu müssen. Unter seinem Mantel studierten wir mit Kompaß und Taschenlaterne die Karte und handelten darnach.

Wir wollten paarweise marschieren; aber das Beduinchen war nicht dazu zu bringen, im hintern Gliede zu bleiben.

*) Eine südliche Verwandte unserer gemeinen Stechmücke, deren Stich vom Mai an die Erreger der Malariakrankheit auf den Menschen übertragen werden.

Lieber riß es sich im Gestrüpp die Füße wund, um vorn zu dritt gehen zu können, als daß es, ohne jemanden im Rücken zu haben, auf dem weichen Sand des Weges gegangen wäre. Es war höchst abenteuerlich, mit dem schußbereiten Revolver in der Hand durch die feierliche Nacht zu ziehen und von Zeit zu Zeit mit der Taschenlampe und dem tastenden Finger den Weg zu suchen. Bis kurz vor Jericho ereignete sich gar nichts. Da plötzlich erhob sich rechts von uns Hundegebell. Ein furchtbares Geheul und Gestampf von Pferdehufen näherte sich uns in rasender Schnelle. „Jetzt kommt's!" dachten wir, und hatten nur den einen Wunsch: in der pechrabenschwarzen Nacht wenigstens etwas zu sehen, auf das man hätte schießen können. Aber es war und blieb nichts zu sehen. Daß die Lärmmacher auch uns nicht sehen konnten, wenn wir sie nicht sahen, daran dachten wir nicht. Der Lärm verstummte und unbehelligt zogen wir einem Lichte zu, das uns schon von weitem geblendet hatte. Es war die Lampe des Hotels.

Dort erfuhren wir denn auch, daß unser Beduinchen sich nicht grundlos geängstigt hatte. Wegen nichts und wieder nichts, wegen einer Wolldecke oder noch weniger, soll ein Beduine den andern umbringen. Europäer aber hätten nichts zu befürchten. Die Angst vor der Einmischung der Konsulate und der nachfolgenden Bestrafung sei zu groß. Der Lärm aber konnte von Hirten herrühren, die mit ihren Hunden wilde Tiere verscheuchten. Erst kürzlich war in jener Gegend ein Panther geschossen worden.

Die hochhängende Lampe bereitete uns noch einen gesegneten Tagesschluß. Es war ein Petrolgaslicht von der Helligkeit einer starken Bogenlanpe. Wer gelegentlich mit Schmetterlingsnetz und Kisten und Kasten auszieht, wird ermessen können, was das heißt, bei windstiller Nacht im tiefen, heißen Jordangraben: eine „Bogenlampe". Das schönste Stück, eine prachtvolle Gespensterheuschrecke, fing der Benjamin. Er hat es aber brav der Schulsammlung geschenkt.

Dr. Max Oettli, Glarisegg.

Durchs Sperrfeuer*).

Es war im zweiten oder dritten Kriegsjahr. In einem Schützengraben der Westfront liegen die Soldaten des Korporals Bertrand und warten auf das Zeichen zum Angriff. Sie haben schon schlimme Dinge erlebt in Regen, Nacht und Kot und im Granatfeuer; aber das Schlimmste steht ihnen jetzt bevor. Sie wissen es und die Erwartung füllt sie bis zum Halse mit Bangen, während sie scheinbar kaltblütig mit Karten spielen.

— He, Achtung! sagt plötzlich Paradis. Sie rufen was im Schützengraben. Habt ihr nichts gehört? War's nicht „Alarm", das einer gerufen hat?

— Alarm! Bist wohl verrückt?

Kaum sind diese Worte gefallen, da bückt sich ein Schatten in den Eingang unseres Erdloches und schreit:

— Alarm! Die 22.! Zu den Waffen!

Darauf tiefes Schweigen. Dann einige Ausrufe.

— Hab's doch gesagt, knurrt Paradis durch die Zähne und kriecht auf den Knien nach dem Ausgangsloch der Maulwurfshöhle, in der wir kauern.

Dann sagt keiner ein Wort mehr. Alles ist stumm geworden. In der Eile richtet man sich halb auf. Man hastet, gebückt oder kniend; der Leibgurt wird angeschnallt, und die Arme werfen ihre Schatten nach allen Seiten. Man stopft Zeug in die Taschen, drängt und drückt sich hinaus und zieht am Riemen die Tornister, die Decken und die Brotsäcke nach.

Draußen betäubt einen der Lärm. Der Radau des Gewehrfeuers ist hundertfach angeschwollen und dröhnt uns von rechts, von links, von allen Seiten entgegen. Unsere Batterien donnern ohne Unterbruch.

— Glaubst du sie greifen an? wagt sich eine Stimme heraus.

— Kann ich's denn wissen! antwortet kurz und mürrisch eine andere Stimme.

Die Kiefer liegen aufeinander gepreßt und man schluckt seine Eindrücke hinunter. Man beeilt sich, drängt, rempelt sich gegenseitig und flucht unverständliches Zeug.

Ein Befehl läuft durch den Graben:

— Säcke auf!

— Nein, Gegenbefehl . . . , schreit ein Offizier, der mit Riesenschritten durch den Graben läuft und sich mit den Ellenbogen freie Bahn macht.

Was er sonst noch sagt, verhallt mit ihm.

Gegenbefehl! Offensichtlicher Schrecken packt die Reihen; ein Schlag aufs Herz haut alle Köpfe hoch, läßt jeden in außergewöhnlicher Erwartung erstarren.

Und doch: der Gegenbefehl geht nur die Tornister an: keine Tornister; nur die Decke umschnallen und 's Werkzeug am Gurt.

Jetzt werden die Decken abgeschnallt; man reißt sie vom Tornister ab und rollt sie. Dabei fällt kein Wort; jeder blickt starr und hält den Mund wütend zugesperrt.

Die Korporale und Sergeanten gehen etwas fieberhaft nach rechts und links und drängen die gebückten Leute, die sich in stummer Hast beeilen.

— Vorwärts, fix mal, fix! Wollt ihr machen, daß ihr fertig werdet, ja oder nein!

Dann drängt sich eine Abteilung mit gekreuzten Beilen als Abzeichen auf dem Aermel hastig durch und haut Löcher in die Grabenwand. Man schielt sie von der Seite an, während man sich fertig macht.

— Was machen die?

— Zum rauffsteigen.

Jetzt ist man fertig. Die Leute treten schweigend an, die Decken um die Brust, das Sturmband am Kinn und stützen sich auf die Gewehre. Ich betrachte ihre bleichen und tiefen Gesichter, die sich krampfhaft zusammenziehn.

Es sind keine Soldaten, es sind Menschen. Es sind keine Abenteurer, keine Krieger, die zur Menschenschlächterei als Schlächter oder Schlachtvieh geboren sind. Es sind Ackersleute und Arbeiter, die man unter den Uniformen erkennt. Es sind entwurzelte Bürgersleute. Nun stehn sie bereit und warten auf das Zeichen des Todes und des Mordens; aber, wenn man durch die senkrechten Blitze der Bajonette ihre Gesichter betrachtet, sieht man, daß es einfach Menschen sind.

Jeder von ihnen weiß, daß er seinen Kopf, seine Brust, seinen Bauch, seinen ganzen Leib den im voraus auf ihn gerichteten Gewehren, den Geschossen, den angehäuften und wartenden Granaten nackt entgegenträgt, und vor allem der berechnenden und fast unfehlbaren Mitrailleuse — überhaupt all dem, was dort in fürchterlichem Schweigen auf ihn wartet, bevor er die andern Soldaten auffinden wird, die dann getötet werden müssen. Sie pfeifen nicht auf ihr Leben wie Banditen, und die Wut macht sie nicht blind wie die Wilden. Trotz der Propaganda, die sie bearbeitet, sind sie nicht kampfeslustig. Sie sind erhaben über jede Leidenschaft des Instinktes. Sie sind nicht betrunken, weder physisch noch moralisch. Im ganzen Bewußtsein ihres Handelns und in voller Gesundheit stauen sie sich hier an, um sich noch einmal in jene wahnsinnige Rolle zu stürzen, die ihnen die Menschheit auferlegt hat. Und man liest die Träume, die Angst und die Gedanken des Abschiedes aus ihrem Schweigen, ihrer Regungslosigkeit, aus der ruhigen Maske heraus, die sich ihren Gesichtern mit übermenschlicher Kraft aufzwingt. Es sind nicht die Helden, wie man sie sich vorstellt; aber das Opfer, das sie bringen, ist so groß, daß es diejenigen, die es nicht gesehen haben, nie werden verstehn können.

*) Aus dem Kapitel „Das Feuer" in dem berühmten gleichnamigen Buche von Henri Barbusse, übersetzt von Leo von Meyenburg. Verlag Rascher & Cie., Zürich. Mit Bewilligung des Verlages abgedruckt.